

â€žWissen Sieâ€œ, sagt die Verkäuferin hinter der Käsetheke, â€žich hab drei Kinder groß gezogen und während der Schwangerschaft immer Rohmilchkäse gegessen, da ist nix passiertâ€œ.

Erst will ich sie nach einem Foto dieser drei Kinder fragen, doch dann nicke ich bloß zustimmend, denn grundsätzlich bin ich mit ihr einverstanden. Aber Klara will kein Risiko eingehen und auch das kann ich nachvollziehen. Also insistiere ich und bekomme schließlich Hartkäse aus der Franche-Comté, der so lange gereift ist, dass man ihn als unbedenklich einstufen kann.

Ich schaue in den Einkaufskorb: Brötchen, Käse, Milch, Aufschnitt, Wein und Eier. Alles da. Ich schlendere also gemütlich zur Kasse, lege alles aufs Band und komme auch recht schnell dran.

â€ž18 Euro und 12 Centâ€œ, sagt die Kassiererin.

Ich hole mein Portemonnaie raus und krame nach Kleingeld.

â€žSammeln Sie Punkte?â€œ, fragt die Kassiererin unterdessen.

â€žJa, in Flensburgâ€œ, sage ich grinsend und krame weiter. Die Kassiererin lächelt müde. Die Ältere Dame hinter mir seufzt hörbar laut. Ich krame schneller.

Dann, plötzlich, durchfährt ein heftiger Schmerz meinen Körper.

â€žSmolenskâ€œ, schreie ich laut auf, wie von der Tarantel gestochen.

Für einen Moment glaube ich, das Bewusstsein zu verlieren, fange mich dann aber wieder.

â€žEntschuldigungâ€œ, sage ich laut in die Runde der verdutzt umherstehenden Kunden und Angestellten. Hastig packe ich meine Sachen und gehe.

â€žDie russische Stadt?â€œ, fragt Klara, als ich ihr, wieder zuhause, von dem Vorfall im Supermarkt erzähle.

â€žGenau die!â€œ, erwidere ich.

â€žBist du sicher?â€œ, bohrt sie nach. â€žIch meine, kann es nicht sein, dass du einfach nur geniest hast und es dann so klang wie diese Stadt in Russland?â€œ.

â€žNeinâ€œ, meine ich bestimmt, â€žich habe nicht geniest. Es war ein zuckender, tiefgehender Schmerz, der mich gelähmt hat. Wie ein Blitz!â€œ

Klara steht mit hilflos herunter hängenden Armen einen Moment lang recht verloren in der Küche. Sie weiß nicht, ob ich sie gerade veralbere oder ob ich es ernst meine. Ich kann es ihr nicht einmal verübeln.

â€žKlara, das ist kein Scherz. Ich habe diesen Schmerz gespürt, kurz und heftig.â€œ

Sie nickt. Langsam.

â€žWas willst du jetzt machen? Zum Arzt gehen?â€œ

Ich denke kurz nach.

â€žDu, ich glaube, ich lege mich erst einmal hin. Ich habe jetzt im Moment ja keine Schmerzen. Dann sehen wir weiter.â€œ

Wieder nickt Klara.

â€žDas ist vielleicht das Beste. Nichts überstürzenâ€œ.

Ich lächle, streiche Klara kurz mit der flachen Hand über die Wange und gehe dann ins Wohnzimmer um mich auf die Couch zu legen. Ich baue mir mit vier großen Kissen eine kleine Höhle, ziehe die dicke Decke über meinen Kopf und schlummere ein.

*

Ein leichter Nebel legt sich über mein Bewusstsein. Meine Sinne sind eingeschränkt. Ich kann sehen und hören und sprechen, aber ich bin mir nicht sicher ob ich fühlen und schmecken kann. Es ist, als stünde ich neben mir und beobachtete mein eigenes Leben. Aber was ist das für ein Leben?

Ich sehe mich auf einer Wiese liegen, vor mir ein Fluss. Ich schaue an mir herunter und trage sonderbare Kleidung. Schwarze, glänzend polierte Schafstiefel über einer blauen Hose, die sich eng an meine Beine schmiegt. Darüber einen langen blauen Mantel mit rotem Innenfutter und goldenen Messingknöpfen. Links neben mir auf der Wiese liegt ein Hut, der an die Hälften von Zinnsoldaten erinnert, und rechts neben mir ein Mann, offenbar ein Kamerad, der die gleiche Uniform trägt. Etwas weiter sind zwei Pferde an einen Baum

gebunden. Sie grasen.

â€žGlaubst du, dass Barclay sich dem Kampf stellen wird?â€œ, fragt mich der Kamerad plÄ¶tzlich.

â€žKeine Ahnungâ€œ, erwidere ich aufs Geratewohl.

â€žImmer nehmen sie ReiÃŸaus, nie stellen sie sich. Was fÃ¼r HasenfÃ¼ÃŸe. Aber ER wird sie diesmal nicht entkommen lassen. ER wird sie umzingeln und im RÃ¼cken angreifen.â€œ

Ich nicke verstÃ¤ndnisvoll, aber ich denke: Wovon redet der da? Wer bin ich? Wo bin ich? Und vor allem, wann bin ich?

Mein Kamerad steht auf.

â€žEigentlich ein schÃ¶ner Flussâ€œ, sagt er, hebt die Hand und zeigt auf die gegenüberliegende Seite des Stromes. â€žJunots und Poniatowskis VerbÃ¤nde sind irgendwo da drÃ¼ben. Aber der Junot mit seinen westphÃ¤lischen Truppen nutzt uns gar nichts. Poniatowski dagegen...â€œ

Der Kamerad spricht den Satz nicht zuende, aber sein Gesichtsausdruck lässt vermuten, dass er groÃŸe StÃ¼cke auf diesen Posnatowski, oder wie auch immer er heiÃŸt, hÃ¤lt.

Eine Weile schauen wir noch auf den Fluss, gedankenverloren. Dann streckt der Kamerad mir seine Hand entgegen, um mir beim Aufstehen zu helfen. Ich zÃ¶gere kurz, dann biete ich sie ihm an. Als ich sehe, wie seine Hand in meine greift, meine ich plÄ¶tzlich, die zupackende Kraft meines Kameraden spÃ¼ren zu kÃ¶nnen. Dann bin ich weg.

*

Als ich in die KÃ¼che komme, steht Klara vor der SpÃ¼le.

â€žUnd, geht es dir besser?â€œ

â€žJa, geht wiederâ€œ, sage ich. Aus irgendeinem Grund verschweige ich ihr den Schlummertraum, der mich kurz zuvor ereilt hat. Eine Weile stehe ich noch verloren in der KÃ¼che herum, dann kommt mir die Idee, im Internet die Namen aus dem Traum einzugeben.

Ich gehe ins Arbeitszimmer, schalte den Computer ein und Ã¶ffne den Browser. Ich gebe Juno, Poniatowski und Smolensk in die Suchmaschine ein. Als ich die Enter-Taste drÃ¼cke, korrigiert die Suchmaschine automatisch meine Schreibweise: Meinten Sie Junot Poniatowski Smolensk? Als ich auf die korrigierte Version meiner Anfrage klicke, ist einer der ersten Treffer ein Eintrag Ã¼ber JÃ³sef Antoni Poniatowski, einem polnischen FÃ¼rst, General und Marschall von Frankreich. Ich scrollle runter und suche nach einem Bezug zu Smolensk. Ich finde etwas unter dem Eintrag: Die Grande ArmÃ©e und der Russlandfeldzug. Offensichtlich hat dieser Poniatowski unter Napoleon in Smolensk gegen die Russen gekämpft.

Ich lehne mich konsterniert in meinen Sessel zurück. Ich suche eine logische Erklärung dafür, dass mir im Traum Namen, Orte und Gegebenheiten präsent sind, von denen ich meine, sie nie zuvor gehört zu haben. Ich versuche mich kramphaft an meinen Geschichtsunterricht in der Schule und an irgendwelche Dokumentationen im Fernsehen zu erinnern. Habe ich dort diese Namen und Orte aufgeschnappt? Sind Sie in mein Langzeitgedächtnis eingesickert, dort â€œeingeschlafenâ€™ und nun plÄ¶tzlich wieder â€œaufgewachtâ€™? Wie kann das sein? Warum träume ich so einen Schwachsinn?

Irgendwann stehe ich auf und gehe zurück in die KÃ¼che. Ich gehe zu Klara, die am KÃ¼chentisch sitzt, fahre ihr mit der rechten Hand mechanisch durchs Haar und streichele ihren dicken Bauch.

â€žWas ist los mit dir?â€œ, fragt sie. â€žDu bist schon wieder so...komisch.â€œ

Wider besseres Wissen erzähle ich Klara daraufhin von meinem Schlummertraum. Mit jedem Satz springt meine Unruhe auf sie Ã¼ber, ohne dass sich die meine verliert. Ich kann förmlich sehen, wie sie versucht, sich zu beherrschen. Und wie es ihr misslingt.

â€žDu willst mich doch verarschen!â€œ, schreit sie schließlich und steht langsam auf, indem sie sich mit beiden Armen vom Tisch abstutzt.

â€žNeinâ€œ, gebe ich laut zurück, und schiebe ein nerviges Lachen hinterher. â€žIch kann doch nichts dafürâ€œ.

Klara starrt mich noch einen Moment lang an, dann verlässt sie wortlos den Raum.

Für den Nachmittag und den frühen Abend gehen wir uns aus dem Weg. Ich weiß nicht, wie ich mit der Situation umgehen soll. Mit jeder Minute wird die Angst vor der Nacht und dem damit einher gehenden Schlaf

gräßiger. Was, wenn ich mich wieder in diese Welt träume? Was, wenn die Erlebnisse im Traum wieder so real wirken? Bin ich dabei, verrückt zu werden? Oder sind das noch die normalen Begleiterscheinungen eines werdenden Vaters?

Kurz vor elf Uhr abends begegne ich Klara auf dem Flur unserer kleinen Wohnung. Wie zwei Fremde schauen wir uns an. Sie hat sich bewusst im Wohnzimmer verkrochen und ich habe mich im Arbeitszimmer verschanzt um im Internet nach weiteren Informationen über Napoleons Russlandfeldzug zu suchen. Ich stelle mich Klara in den Weg um sie zur Rede zu stellen und um sie zu besänftigen.

„Klara“, fange ich an.

Ich hebe beschwichtigend die Hand.

„Träume sind Schäume“, griene ich hilflos weiter.

Ich versuche ein Lächeln, verbunden mit einer behutsamen Bewegung in ihre Richtung. Sie weicht erst aus, dann lässt sie mich ihre Wange streicheln und durch ihr Haar fahren.

„Lass uns schlafen gehen“, sagt sie in einem versöhnllichen Ton.

Ich zucke kurz, ziehe die Hand zurück und zwinge mich zur Selbstbeherrschung.

„Das ist vielleicht das Beste“, länge ich.

Eine halbe Stunde später liege ich neben Klara. Sie ist schon eingeschlafen. Ich dagegen kämpfe gegen den Schlaf. Doch das Adrenalin meiner Aufregung versiegt bald und ich verliere mich in den warmen Laken und der weichen Matratze unseres großen Bettes.

*

Ich sehe im Morgengrauen auf den Fluss vor mir. Drei in der Nacht errichtete Brücken liegen wie schwarze Schatten auf dem vom Mondlicht schimmernden Fluss. Es ist kalt, aber nicht eisig. Um mich herum Offiziere, Infanterie und Reiter, ich höre Französisch aber auch andere Sprachen. In der Menge herrscht eine wohlige Aufregung, leutselige Angriffslust gepaart mit verhohler Anspannung. Ich und mein Kamerad überqueren den Fluss mit unseren Pferden auf der mittleren Brücke. Als wir auf der anderen Seite ankommen, spricht uns ein anderer Reiter an. Im Halbschatten des anbrechenden Tages erkenne ich nur seine Silhouette.

„Welches Korps?“

„Murat“, sage ich, nicht ohne Stolz. „Und Ihr?“, frage ich zurück.

„Junot“, erwidert der Mann, ebenso stolz.

„Was passiert jetzt?“, frage ich weiter.

„Es geht direkt nach Smolensk“, erwidert der Reiter. „In Mogilew hat man uns gesagt, dass wir uns hier mit euch zusammentun würden. Jetzt geht es auf diese Allee dort. Sie führt direkt nach Smolensk. Wir sind schon ein gutes Stück Weg darauf geritten, eine wahrhaft prächtige Allee.“

Mein Kamerad und ich nicken bloß. Wir steigen auf unsere Pferde und schicken uns an, zu unseren Kameraden zu reiten. Der Reiter aus Junots Korps fasst sich zum Abschied an den Hut und gibt seinem Pferd übertrieben eifrig die Sporen. Mein Kamerad und ich tauschen einen vielsagenden Blick aus.

Wir reiten eine gute Weile auf der tatsächlich prächtigen, birkengesäumten Allee. Im Trott und im Lichte der aufgehenden Sonne fallen mir vor Kälte immer wieder die Augen zu. Als ich wieder einmal drohe, dem Sekundenschlaf anheim zu fallen, kommt plötzlich wieder Bewegung in die Menge vor uns: Feindkontakt bei Krasnyj, eine Division von knapp 8000 Mann. Bereit machen zum Angriff!

„Das sind Newerowskijs Männer“, weiß einer der Offiziere, „frische Rekruten, leichte Beute.“ Diebische Freude macht sich breit und bevor ich mich versehe, greifen wir an. Obwohl zahlmäßig und an Waffen haushoch überlegen, gestaltet sich unser Angriff schwieriger als erwartet. Newerowskijs stellt seine Soldaten in einer verängerten Karreeformation auf. Statt sich panisch in alle Winde zu zerstreuen und leichte Angriffsfläche zu bieten, ziehen sich die gegnerischen Soldaten ruhig und dicht beieinander stehend zurück. Mehrmals sehe ich mir dabei zu, wie ich den Säbel auf ein Schild niedersausen lasse, ohne jede Emotion.

Wir dezimieren den Gegner zwar um fast zweitausend Soldaten, müssen dafür aber fast dreihundert Angriffe starten. Am Ende erreicht Newerowskijs Korytnja, wo er Verstärkung erhält. Wir sehen uns zum Rückzug

genÃ¶tigt.

Am selben Abend vernehmen wir die Kunde, dass Napoleon Korytnja erreicht habe. Da es sein Geburtstag ist, wird er mit hundert Schuss Salut begrÃ¼ÃŸt. Beim dreiundreiÃŸigsten Schuss wache ich auf.

*

Ich liege inmitten der Dunkelheit. Direkt neben mir hÃ¶re ich das einem monotonen Rhythmus folgende Atmen meiner Frau. Ich starre an die Decke und fÃ¼hle mich wie ein Astronaut im Weltraum, frei schwebend und verloren. Krampfhaft unterdrÃ¼cke ich den Impuls, Klara zu wecken und ihr von diesem Traum zu erzÃ¤hlen. Obwohl ich instinkтив die Flucht ergreifen will, bleibe ich reglos im Bett liegen. Irgendwann drehe ich mich zur Seite, berÃ¼hre die schlafende Klara leicht am Arm und versuche mich an ihr festzuhalten, kÃ¶rperlich und mental. Ihre Anwesenheit beruhigt mich zunÃ¤chst, aber dann denke ich daran, dass in ihrem KÃ¶rper zwei Herzen schlagen und dieser Gedanke kommt mir plÃ¶tzlich so fremd und eigenartig vor, dass ich fÃ¼r einen Moment das GefÃ¼hl habe, den Verstand zu verlieren.

Ich schaue auf die Uhr. FÃ¼nf Uhr zweiunddreÃŸig. Ich schlage die Decke zurÃ¼ck und schÃ¤le mich aus dem Bett. Ich gehe in den Flur und hebe den HÃ¶rer vom Telefon. Die Uhrzeit ist mir egal, ich brauche Hilfe. Ich wÃ¤hle eine Nummer in Berlin. Jonas Leit, Freund und, viel wichtiger, Psychologe.

â€žLeit hierâ€œ, ertÃ¶nt es nach einiger Zeit verschlafen aus dem HÃ¶rer.

â€žJonas, ich binâ€™sâ€œ, sage ich.

Ein resigniertes Schnaufen. â€žDu weiÃŸt schon, dass Deutschland nur eine Zeitzone hat?â€œ

â€žDas weiÃŸt du, erwidere ich. â€žIch wÃ¼rde auch nicht anrufen, wenn es nicht wichtig wÃ¤re. Ich glaube, ich verliere den Verstand.â€œ

Sofort ist Jonas alarmiert. Ich hÃ¶re fÃ¶rmlich, wie er sich im Bett aufrichtet.

â€žErzÃ¤hl von Anfang an!â€œ

Seine plÃ¶tzliche ProfessionalitÃ¤t beruhigt mich. Er wird mir helfen kÃ¶nnen, davon bin ich Ã¼berzeugt. Ich erzÃ¤hle ihm alles, von der Szene im Supermarkt, von den TrÃ¤umen, von den Recherchen im Internet, von meinem bisherigen Wissensstand und der Genauigkeit der Fakten im Traum. Ich erzÃ¤hle ihm von meiner Angst einzuschlafen und von den teilweise sehr real wirkenden Empfindungen im Traum. Und Jonas hÃ¶rt zu. Er hÃ¶rt aufmerksam zu. Als ich fertig bin, schweigt er einen Moment lang.

â€žGutâ€œ, sagt er schlieÃŸlich. â€žIch denke, wir sollten zunÃ¤chst vereinfachen: Du trÃ¤umst vom Krieg. Dass das alles mit den historischen Fakten Ã¼bereinstimmt lassen wir mal auÃŸen vor. Krieg im Traum deutet meist auf einen Konflikt hin, einen bewusst herbeigefÃ¼hrten. Er kann fÃ¼r die Angst stehen, in etwas hineingezogen zu werden, das man eigentlich nicht will. So, ich wage jetzt mal eine steile These: Du und Klara, ihr bekommt ein Kind. Das habt ihr ja geplant, geh ich zumindest von aus. Und jetzt, so kurz vor der Entbindung, merkst du plÃ¶tzlich, dass dieses kleine Lebewesen dein bisheriges Leben komplett auf den Kopf stellen wird. Deine Freiheit, deine UnabhÃ¤ngigkeit, deine Hobbies, das ist bald alles passÃ©. Und du trÃ¤gst einen Kampf mit dir aus: Willst du so leben? Willst du das alles aufgeben? Gibt es einen Ausweg? Das ist dein innerer Kampf! Verantwortung fÃ¼r Klara und das Kind gegen individuelle Entfaltung und UnabhÃ¤ngigkeit!â€œ

â€žWowâ€œ, sage ich nach einer kurzen Pause.

â€žNicht schlecht, was?â€œ, erwidert Jonas. Der Stolz in seiner Stimme ist auch Ã¼ber den HÃ¶rer zu vernehmen.

â€žNeinâ€œ, sage ich lachend in den HÃ¶rer hinein, â€ždas ist der grÃ¶ÃŸte Bockmist, den ich je gehÃ¶rt habeâ€œ.

â€žAch, leck mich doch!â€œ, keift Jonas zurÃ¼ck und ich hÃ¶re nur noch ein Klacken.

Ich Ã¼berlege kurz, ob ich ihn zurÃ¼ckrufen soll, lass es dann aber bleiben. Ich fÃ¼rchte, er kann mir auch nicht helfen, gleichgÃ¼ltig, ob an seiner Theorie etwas dran ist oder nicht.

Ich kehre zurÃ¼ck ins Schlafzimmer, lege mich neben die immer noch schlafende Klara und warte darauf, dass der Tag anbricht. Als die Sonne den Raum ins Morgenlicht taucht und Klara langsam aufwacht, kommt mir das GesprÃ¤ch mit Jonas plÃ¶tzlich so unwirklich vor, dass ich mich frage, ob ich ihn wirklich mitten in

der Nacht angerufen habe.

Der Tag mit Klara beginnt mit der Ältereblischen Routine. Wir stehen gemeinsam auf, erst dusche ich, dann sie, und während sie sich fertig macht, gehe ich die Brüderchen holen. Als ich die Wohnung wieder betrete, rieche ich den Duft von Kaffee. Klara erwartet mich lächelnd am Küchentisch und ihr Anblick beruhigt mich augenblicklich. Ich setze mich hin, wir schmieren Brüderchen, ich trinke Kaffee, lese aus der Zeitung und wir unterhalten uns ein wenig über belanglose Dinge. Alle diese kleinen Rituale geben mir die Gewissheit: Ich bin immer noch ich. Ich bin fest verankert in diesem Leben, ich werde bald Vater und wir werden eine glückliche Familie sein. Alles wird gut. Träume sind Schäume.

Kurz vor Mittag beenden wir das Frühstück. Klara geht ins Wohnzimmer, um ihre Schwangerschaftsgymnastik zu machen, ich räume den Tisch ab. Ich fühle mich hellwach und das beruhigt mich. Solange ich nicht mehr bin oder werde, ist meine Laune bestens. Doch als ich gerade einen Teller in die Spülmaschine räumen will und ich mich hinunterbeuge, um die Klappe aufzumachen, kommt es ganz plötzlich. Ich schieße aus der gebückten Haltung nach oben, fasse mir wie bei einem Hexenschuss ans Kreuz und spüre den Blitz, wie er durch meinen Körper schießt. Der Teller gleitet aus meiner Hand, knallt auf den Boden und zerspringt in mehrere Teile. Ich schreie laut auf und denke noch: Herzanfall?

Ich fühle nichts. Dann wird es schwarz.

*

Um mich herum erschäpfte Soldaten, mit todmäden Augen blicken sie einander an. Es ist noch früh am Morgen, die Sonnenkugel hat den Horizont noch nicht in Gänze überwunden. Die Luft ist klar und taufrisch. Neben mir, auch auf dem Pferd, ist mein Kamerad, er hat einen Verband um den Kopf. Ich schaue nach vorne und sehe über die Köpfe der Infanteristen hinweg eine unendlich breit erscheinende, ungefähr acht Meter hohe Mauer aus dicken Ziegeln. Entlang der Mauer erkenne ich vor einem rästlichen Himmel zehn massive Festungstreme; ein faszinierender Anblick. Dahinter, so denke ich, muss sich eine prächtige Stadt verstecken. Und dann wird es mir schlagartig bewusst: Smolensk.

„Nicht mal dreizehntausend“, sagt mein Kamerad ungläubig. „Nicht mal dreizehntausend Einwohner, und wir tun so, als sei es Moskau.“

Ich nicke. Offenbar haben wir bereits einen Angriff gefürchtet, der aber abgewehrt wurde. Wir sollen uns wohl ausruhen, bis ein erneuter Angriff befohlen wird. Mein Kamerad und ich lenken unsere Pferde durch die Menge und erreichen bald ein freies Feld südlich der Stadtmauern. Im Schatten der großen Kastanien am Flussufer erkenne ich ein großes, weißes, von Soldaten bewachtes Zelt. Wir reiten darauf zu. Als wir näher kommen, bemerke ich, dass bereits einige Pferde vor dem Zelt stehen. Wir steuern auf diese zu, steigen vor ihnen ab und leinen unsere Pferde dann ebenfalls an einem provisorisch errichteten Geländer an. Mein Kamerad geht vor mir auf den Eingang des Zeltes zu, ich hindere ihn. Als er die weiße Zeltplane zurückzieht, fällt mein Blick sofort auf einen prächtig gekleideten, hochgewachsenen Mann mit langen, fast schwarzen Locken. Und wieder weiß ich sofort, wer das ist: Joachim Murat, auch genannt Gioacchini I., König von Neapel. Er steht staatsmännisch vor einem wuchtigen Sekretär, auf dem einige Karten ausgebreitet sind. Neben ihm stehen vier Soldaten, wahrscheinlich seine Adjutanten. Als Murat den Blick hebt und unserer gewahr wird, huscht ein Lächeln über sein Gesicht.

„Ah, Lyautey, Bruyère, gut, dass Sie kommen!“, sagt er laut und deutlich und macht eine einladende Handbewegung. Wir gehen auf den Tisch zu, bleiben kurz davor stehen und nicken den Anwesenden kurz zu. Alle Blicke richten sich wieder auf die Karte. Murat nimmt einen Zeigestock und zeigt damit auf einen Punkt auf der Karte.

„Gut, Rajewski mit seinem 7. Korps hat unseren Angriff heute morgen erfolgreich abgewehrt, meine Beobachter melden Truppenbewegungen auf der anderen Seite des Flusses. Vermutlich hat Barclay seinen Angriff auf Rudnja abgebrochen und ist Bagration zu Hilfe geeilt. Mit anderen Worten: Wir haben sie!“ Gute Laune macht sich breit. Offensichtlich sind die anwesenden Militärs das ewige Versteckspielen leid und freuen sich, dass der Gegner sich endlich mal dem Kampf stellt.

â€žMorgen frÃ¼h werden wir zunÃ¤chst die VorstÃ¤nde auÃŸerhalb der Mauern angreifenâ€œ, fÃ¤hrt Murat fort, â€ždann sehen wir weiterâ€œ.

Ich will einwenden, dass der Plan reichlich naiv klingt, aber alle Anwesenden schauen Murat nur bewundernd an und so unterdrÃ¼cke ich den oppositionellen Geist in mir. Der Kampfgeist wird obsiegen, so lautet scheinbar die Devise.

â€žEin vÃ¶llig sinnloser Planâ€œ, erÃ¶ffnet mein Kamerad Lyautey mir, als wir das Zelt wieder verlassen haben. â€žDie VorstÃ¤nde auÃŸerhalb der Stadtmauern nutzen uns gar nichts. Der Kampf um sie verschwendet nur Energienâ€œ.

Ich nicke bloÃŸ. Statt mich auf ein Gespräch einzulassen, frage ich mich, welche Rolle ich und mein Kamerad in diesem Feldzug spielen. Offensichtlich sind wir hochrangige Offiziere, sonst dÃ¼rfen wir wohl kaum so nah bei Murat sein. Aber wenn wir hochrangige Offiziere sind, wo sind dann die uns unterstellten Truppen? Oder sind wir bloÃŸ Abenteurer, die einen Krieg mitmachen wollen?

Gerade als ich meinen Kamerad fragen will, ergreift dieser wieder das Wort.

â€žWir sollten uns um ein Nachtlager kÃ¼mmernâ€œ, schlägt er vor. â€žIch habe auf unserem Weg hierher ein BauerngehÃ¶ft ausgemacht. Dort werden wir nÃ¤chtigenâ€œ.

Wieder nicke ich bloÃŸ. Wir machen uns auf den Weg und reiten ein gutes Stück Richtung SÃ¼den, weg von Smolensk. Wir reiten eine halbe Stunde, dann sehe ich einen kleinen Hof mit einer Scheune davor. Vorsichtig nähern wir uns dem Hof, er scheint verlassen. Wir steigen von den Pferden ab, lassen sie einfach auf dem Vorhof stehen und inspizieren mit gezückten Waffen die Räume. Schnell stellt sich heraus, dass hier seit Jahren niemand mehr wohnt. Das Dach ist marode und hat riesige Löcher, Mobiliar und Küchenutensilien fehlen völlig, der Kamin ist kalt und leer.

So ziehen wir die Scheune dem Hof vor. Wir binden unsere Pferde dort an einen Balken, schnallen die Decken ab und wählen fÃ¼r unser provisorisches Nachtlager eine Stelle, von der die umliegende Gegend gut zu überblicken ist.

Schlafen, denke ich. Dann aufwachen, denke ich weiter. Bei Klara und dem Kind.

Mein Kamerad erzählt mir kurz vor dem Einschlafen noch von der Gräfin Inès de Bourges, die er zu heiraten gedenkt, sobald er zurück in Frankreich ist. Sein antiquiert romantisches Gesäusel erzielt den von mir gewünschten Effekt. Ich schlafe ein. Das letzte Bild in meinem Kopf ist das Bild von Klara.

Ich komme, ich komme zurück zu dir.

*

Als ich aufwache, fühle ich mich wie ein Felsblock, der im Dunkeln auf Stein liegt. Tastend greife ich um mich.

â€žKlaraâ€œ, rufe ich fragend in den Raum hinein. â€žKlara?â€œ

Ich spüre eine Hand, die sich an mein Gesicht heran tastet. Ich atme auf. Erleichterung macht sich breit. â€žWer ist Klara?â€œ

Ich schrecke hoch. Noch im Dunkeln erfühle ich das Gesicht des Mannes neben mir, obwohl ich ihn längst an der Stimme erkannt habe: Mein Kamerad.

â€žDas kann nicht seinâ€œ, schreie ich laut auf. â€žWarum bin ich noch hier?â€œ

â€žDas frage ich mich auch manchmalâ€œ, erwidert Lyautey lapidar.

â€žIch gehÃ¶re nicht hierherâ€œ, rufe ich.

â€žNiemand gehört hierherâ€œ, kommt es trocken zurück. â€žAber es herrscht nun mal Krieg!â€œ

Lyautey packt mich am Kragen und schüttelt mich.

â€žReiße dich zusammen, Bruyre, wir sind Offiziere, putain!â€œ

Ich versuche es, aber ich schaffe es nicht.

â€žDu verstehst nichtâ€œ, schreie ich Lyautey an, â€žich schlafe noch. Ich müsste aufwachen, in meiner Welt. ICH GEHÄ-RE NICHT HIERHER!â€œ

Lyautey haut mir eine runter. Ich fÄ¼hle seine flache Hand auf den Stoppeln meines Bartes, ich fÄ¼hle den Schmerz auf der Wange und empfinde ihn als echt.

â€žIch kann es fÄ¼hlenâ€œ, sage ich verdattert und streiche mit meiner eigenen Hand Ã¼ber die Wange.

â€žIch kann es fÄ¼hlenâ€œ.

â€žDas hoffe ichâ€œ, sagt Lyautey. â€žUnd jetzt steh auf, bevor ich mich vergesse.â€œ

Lyautey zieht mich hoch und schubst mich von sich weg. Ich stolpere aus der Scheune in mein Pferd hinein. Es wiehert laut auf. Ich fÄ¼hle alles, denke ich. Ich fÄ¼hle alles. Das kann nicht sein.

Wir steigen auf die Pferde, ich gebe meinem die Sporen, ich spÄ¼re den Wind auf meinem Gesicht, ich spÄ¼re den Sattel unter mir, ich fÄ¼hle die ZÄ¼gel in meiner Hand und atme die frische Luft ein. Ich spÄ¼re und weiÃŸ es: Ich bin jetzt hier. Alles ist echt.

Ich fÄ¼hle mich ohnmÄ¤chtig und doch funktioniere ich. Ich reite neben meinem Kamerad die LandstraÃŸe hinunter, in den strahlenden Morgen hinein. Nach einer Weile sehe ich die Truppen am Horizont; Infanterie, Reiterstaffeln und Gardeartillerie in Formationen, die insgesamt wie ein Ã¼ber das weite Areal ausgelegter Flickenteppich wirken. Dazwischen, davor und dahinter erkenne ich auf ihren Hengsten die GenerÄ¤le, Offiziere und Leutnants, die mit erhobenen SÄ¤beln Befehle geben. Standarten werden geschwenkt, Trommeln geschlagen, der Staub des sandigen Bodens hÄ¼llt die ganze Szene in einen hellbraunen Nebel. Pferde schnauben laut durch ihre geweiteten NÄ¼stern, MÄ¤nner geben Ä¤hnlich animalische Laute von sich und es scheint, als weiche die Erde selbst zurÄ¼ck vor dieser geballten Kraft.

Ich fÄ¼hle, wie langsam Adrenalin in mir aufsteigt, ich fÄ¼hle rasende Wut und reite wie ein Indianer in die Menge hinein. Ich zÄ¼cke meinen SÄ¤bel, presche an eigenen Soldaten vorbei auf den Feind zu und schwinge schlieÃŸlich den SÄ¤bel in die Menge. Ich fÄ¼hle die Klinge in knochiges Fleisch dringen, ich hÄ¶re das Ä„chzen meiner Feinde, deren Blut auf meine Kleidung und in mein Gesicht spritzt. Ich kann es auf der Zunge schmecken. Ich reite, ich schreie und ich tÄ¶te, und fÄ¼hle mich lebendig in dieser Raserei. Ich bin gefangen in einem Rausch zerstÄ¶rischer Wut und fÄ¼hle mich dennoch frei wie nie zuvor.

Ich kann nicht sagen, wie lange dieser Rausch andauert. Irgendwann kehrt die Vernunft zurÄ¼ck und ich werde ruhig. Ich betrachte wieder nÄ¼chtern die RealitÄ¤t, emotionslos und kalt. Der Feind hat sich zurÄ¼ckgezogen, eine Kampfpause tritt ein. Jeder zieht sich in sein Lager zurÄ¼ck und leckt seine Wunden. So auch ich und Lyautey. Wir versorgen unsere Pferde am Fluss, mein schwarzer Hengst hat ein paar Schnittwunden davon getragen, aber er wirkt immer noch stark und majestÄ¤atisch. Zusammen mit anderen, gewÄ¶hnlichen Soldaten fÄ¼hren wir unsere Pferde an den Dnjepr, damit sie das Flusswasser trinken kÄ¶nnen.

Als wir schon eine gute Viertelstunde dort stehen und uns angeregt mit einigen Artilleristen unterhalten, sehen wir plÄ¶tzlich einige Gestalten auf der anderen Seite des Flusses, die sich dem Ufer nÄ¤hern. Es sind russische Kanoniere, die ihrerseits Pferde zur TrÄ¤nke an den Fluss fÄ¼hren. Wir schauen uns verdutzt an, dann huscht ein breites Grinsen Ã¼ber unser Gesicht und auch die Russen fangen an zu lachen. Wir rufen uns gegenseitig lustige Beschimpfungen zu, von denen keiner die Bedeutung auch nur erahnt. Als einer unserer Leute ihnen ein bisschen Tabak zuwirft, nehmen die russischen Kanoniere diesen dankbar auf. Auch sie werfen eine Kostprobe ihres Tabaks zu uns rÄ¼ber und auch einige GetrÄ¤nke. Ich probiere einen Schluck aus einem der SchlÄ¤uche. Es ist hochprozentiger, klarer Alkohol und er brennt in meiner Kehle. Ich fÄ¼hle ihn in meine GedÄ¤rme dringen, seine Wirkung breitet sich in meinem ganzen KÄ¶rper aus. Es ist ein gutes GefÄ¼hl. Zum Dank nehme ich meinerseits Tabak aus meiner Satteltasche, stopfe ihn in ein kleines SÄ¤ckchen mit einem Stein und werfe ihn den russischen Kanonieren zu. Ein breiter, bÄ¤rtiger Mann mit strahlenden ZÄ¤hnen nimmt ihn dankbar auf und lächelt mir kurz zu.

â€žJetzt lachen wir noch mit ihnenâ€œ, meint Lyautey, â€žaber morgen werden wie keine Sekunde zÄ¶gern, sie zu tÄ¶tenâ€œ.

â€žJaâ€œ, erwidere ich vielsinnig, â€žes ist erstaunlich, wie gelassen wir den Wahnsinn ertragen, den wir die RealitÄ¤t nennen.â€œ

Am spÄ¤ten Nachmittag kommt der Befehl zur allgemeinen ErstÄrmung der Stadt. Offenbar hat Napoleon erkannt, dass die Russen die Stadt nicht verlassen werden, um sich dem Kampf zu stellen. Lyautey und ich

schauen beeindruckt zu, als über zweihundert Kanonen das Feuer eröffnen. Da Smolensk wie ein großes Amphitheater strukturiert ist, haben wir von unserer erhöhten Position einen formidablen Blick auf das Kriegsgeschehen. Wir sehen, wie über 50 000 Mann beherzt auf die Stadtmauern vorrücken und sich einem Trupp russischer Dragoner unter General Skallon zum Kampf stellen. Die hoch stehende Sonne leuchtet jeden Fleck der Kriegsarena aus und ich kann trotz der Entfernung erkennen, wie ein französischer Soldat einen russischen Offizier vom Pferd zieht und ihm das Bajonett zwischen die Rippen stößt, wie ein Infanterist einen Kavallerist mit bloßen Händen erwürgt und wie ein polnischer Reiter einen Dragoner skalpiert.

„Es ist wunderschön, nicht wahr?“, sage ich und ernte das Nicken meines Kameraden.
„Es ist erhaben und erbauend, so viele Männer zu sehen, die ihrer Natur freien Lauf lassen“, erwidert Lyautey.

Irgendetwas an dem Satz meines Kameraden macht mich stutzig, lässt mich innehalten. Die Kriegslust, der ich mich eben noch hingab, beschämt mich plötzlich. Ich denke an Klara, an die Wärme ihres Körpers, an das Leben in ihrem Bauch. Und plötzlich, ohne Vorwarnung, durchfährt ein Schmerz meinen Körper, wieder einmal. Dann aber erkenne ich, dass dieser Schmerz aus einer spontanen Erkenntnis heraus entstanden ist. Ich sehe das Schlachtfeld vor mir, ich sehe meinen Kameraden und ich weiß auf einmal, was zu tun ist.

„Lyautey“, sage ich, an meinen Kameraden gewandt, „gehore nicht hierher. Ich muss nach dort unten, um Erlösung zu finden. Ich wünsche dir alles Gute.“

Noch bevor Lyautey etwas antworten kann, gebe ich meinem Pferd die Sporen und galoppiere die Anhöhe hinab. Wieder reite ich an den Infanteristen, den Offizieren und Reiterhorden vorbei ins Kriegsgetümmel. Mein Ziel ist die Mauer. Ich erkenne, dass ein polnisches Bataillon den Kampf um die Vorstände bereits hinter sich gelassen hat und nun versucht, auf die hohe Mauer vorzudringen. Mit welchem Geräuscht sie dann die Mauer überwinden wollen, ist mir schleierhaft, aber es geht mir ohnehin nicht mehr um die Kriegstaktik. Als die Mauer noch gute drei Meter entfernt ist und ich bei einem polnischen Soldaten ankomme, der gerade mit einem russischen Infanterist ringt, ziecke ich den Säbel und stoße ihn mit ungeahntem Geschick in den Brustkorb des Feindes. Ich ziehe den Säbel wieder aus seinen Eingeweiden und springe alsbald vom Pferd. Der gerettete polnische Kamerad wirft mir einen knappen, wertschätzenden Blick zu, dann wirft er sich auch schon dem nächsten Russen an den Hals. Ich gebe meinem Hengst einen Klaps und sehe, wie er herrenlos davonreitet. Als ich mich umdrehe, sehe ich einen breiten, bärigen Mann mit strahlendem Grinsen auf mich zukommen. Ich werfe meinen Säbel auf den Boden, mache drei, vier Ausfallschritte und springe meinem Gegner dann mit aller Kraft an die Gurgel. Überwältigt von meinem Eigengewicht, fällt der bärige Russe hintenüber und schlängt mit dem Hinterkopf auf den Boden auf. Doch als wäre ihm dieser Sturz nichts auszumachen, greift der Mann seinerseits mit seinen groben Pranken nach meiner Kehle und beginnt, zuzudrücken. Ich spüre, wie es mir die Luft abschnürt und sich das Blut in meinem Kopf staut. Halte ich zu Beginn den Hals des Gegners auch noch fest in den Händen, entgleitet er mir, je länger mir die Luft zum Atmen fehlt. Ich merke, wie ich langsam aber sicher den Kampf gegen diesen Mann und für dieses Leben verliere und ich bin nicht einmal traurig darüber. Dann eben ein anderes, denke ich noch.

Das Letzte, was ich wahrnehme, ist das hassverzerrte Gesicht des Russen, der mir mit geweiteten Augen und schnaufenden Nasenstern beim Sterben zusieht. Ich versuche noch, ihn anzulächeln, aber mir gelingt, so glaube ich, nur eine Fratze. Das Bild vor mir verschwimmt, ich spüre den Taumel der Bewusstlosigkeit, den Mangel an Sauerstoff, dann herrscht totale Dunkelheit. Ein paar Geräusche des Kriegsgeschehens hallen noch in meinem Trommelfell nach, dann bin ich auch schon weg.

*

Aus der Dunkelheit heraus schießt ein Blitz direkt in meine Augen. Gleichendes Weiß erfüllt mich durch und durch. Der Puls meines Herzens schlägt Adern in mein Fleisch, die vorher keinen Weg fanden. Nach und nach nehme ich das Licht genauer wahr. Es ist ein Kranz aus kleinen Sonnen mit einem noch helleren Strahl in der Mitte, der mich blendet.

â€žEr ist ohnmÃ¤chtig gewordenâ€œ, sagt jemand aus dem Hintergrund. â€žSchwester, kÃ¼mmern sie sich um ihn.â€œ

Ein engelsgleisches Wesen beugt sich zu mir hinab. Als ich fragen mÃ¶chte, wo ich bin, erfÃ¼llt ein Schrei den Raum, der mir bis ins Mark dringt. Es ist der unnachahmliche Schrei eines Neugeborenen.

Zuhause, denke ich, und lÃ¤chle.

(c) 23.03.2016 22:15 von CPMan

Weitere Texte finden Sie unter <http://www.leselupe.de>